

Auf schwäbischen Spuren in den Vereinigten Staaten

Von Karl Götz

Wir wollten von Cleveland aus weit ins Land fahren. Aber wir mußten in dem Wartezimmer noch auf den Augenarzt warten. Es war noch eine Frau von weither gekommen, die wußte, daß er mit seiner sicheren Hand viele vom grauen Star geheilt hatte.

In einem Ort in einer sanften Talmulde machten wir halt. Alte hohe Holzhäuser standen dort weit auseinander in schönen Gärten. An einem Feldweg, der langsam anstieg, standen niedere Blockhäuser zwischen alten verwilderten Obstbäumen, deren Äste voller Flechten waren. Die roh gezimmerten Läden waren geschlossen, und Glyzinien und wilder Wein wuchsen darüber weg und legten sich noch über die Dächer. Dies war Zoar.

Wir mußten eine Weile zwischen den Wiesen und Gärten suchen, bis wir das Haus fanden, in dem die alte Lisbeth Beuter bei ihrer Tochter wohnt. Sie kam vor die Tür, setzte sich zu uns auf die Treppe, stellte ihre Schüssel mit Bohnen, die sie neben dem Reden her putzen wollte, neben sich und erzählte aus einer versunkenen Welt und von den seltsamen Menschen, die hier vor hundert Jahren eine neue Ordnung des irdischen Lebens hatten beginnen wollen. Sie machte oftmals im Erzählen eine Pause und sah dann mit großen Augen ins Weite, als suche sie die Bilder ihrer Kindheit.

Ihr Vater, so erzählte sie, kam vor der langen Zeit mit einem Häuflein Gleichgesonnener aus dem Schwäbischen, von wo sie der Schullehrer Michael Bäumler herführte, um mit ihnen im Lande Amerika ein Gemeinwesen nach ihrem Kopfe zu beginnen. Sie hatten zuerst nicht im Sinn gehabt, ihr Eigentum aufzugeben, wie die Harmoniten getan hatten, die mit dem Leineweber Rapp nach Pennsylvanien ausgezogen waren. Die Rappischen, wie man sie auch hieß, hatten auch den Ehestand für ein sündhaft Ding erklärt und abgeschafft, weshalb von ihnen noch weniger übriggeblieben ist als von den frommen Zoariten. Diese legten all ihr Gut vielmehr erst dann zusammen, als manche Arme den Kaufschilling für ihre Güter nicht aufbringen konnten.

Sie wollten sich im Anfang bloß von der Kirche, aber auch von allen Sekten trennen, da sie alle Zeremonien für unnötig hielten und da sie, wie die Lisbeth sagte, nicht so viele unnötige Versprechungen machen wollten, die man doch nicht halten könne. Weil sie sich derart von allen anderen absonderten, nannte man sie landauf landab geringschätzig eben die Separierten. Zur selben Zeit, in der diese Menschen damals die innere Unruhe gepackt hatte – die alte Frau wußte nicht genau zu sagen, wann das war, die Alten hätten aber, wenn man davon gesprochen habe, immer von einem Großmächtigen mit Namen Napoleon geredet – zur selben Zeit mußten, so meinte sie, viele andere Separierte nach Rußland fortgezogen sein.

Wie ich sie nun weiter und weiter nach dem früheren Leben in Zoar fragte, stellte sie doch die Bohnenschüssel zur Seite, legte die Arme über die Knie und erzählte in einer gründlichen, freilich oft recht umständlichen Weise.

Zum Wohnen hatte jede Familie ein Häuslein, so wie jetzt noch einige standen, mit nur zwei Stuben darin. Eine Küche brauchte es ja nicht, denn zu den Mahlzeiten gingen alle in die Eßhäuser. Sie daheim waren zu acht gewesen, die Eltern, drei Mädchen und drei Buben. Sie hatten immer gerade einen Tisch voll gegeben. Manche hätten die Familien gerne auseinandergerissen und alle Frauen, alle Kinder und alle Männer zusammengesetzt. Dagegen hatten aber doch die meisten aufgelehrt.

Das Brot, frisches gutes kräftiges Brot, holte man an jedem Abend im Backhaus, die frische Milch im Milchhaus. Auf den Sonntag gab es Kuchen, und am Freitag konnte man Brezeln haben. Am Donnerstag holten die Kinder Butter für die ganze Woche. Im Dörrhaus waren das ganze Jahr Schnitz und Zwetschgen zu haben. Nur Schweineres und Speck gab es nie, weil doch, wie die Alten halt gemeint hätten, der Teufel in die Säue gefahren sei. Zum Brotvesper am Morgen gab es Most und am Mittag Bier, man brauchte mit einem Blech voller Gläser nur zu kommen. Allen Leuten über sechzig Jahren stand in jeder

Woche ein Krug Wein zu, den Kindbetterinnen zwei Krüge Träublessaft.

Sie hatten alles selber, bis auf Zucker und Kaffee, woran man sparen mußte. So viel sich die Frau noch denken konnte, waren immer über hundert Kühe da gewesen und mehr als zehntausend Schafe. Auf den Äckern, auch in den Weingärten, mußten die Frauen bei jeder Arbeit helfen. Das Heu trugen sie in Tüchern auf dem Kopfe heim. Die Tücher, wie auch all ihr anderes Zeug, woben sie selber. Es stand ein großes Webhaus. Aber ehe man weben kann, muß man Flachs schwingen und muß ihn hecheln, und dann muß man spinnen. Deshalb war auch ein Schwingstall da und ein Hechelhaus und eine Spinnstube. Jawohl, es war an alles gedacht worden.

Das Spinnen war eine Arbeit für die jungen Mädchen. Die Buben fehlten aber nicht dabei, und an den Spinnabenden sang man nicht nur Lieder aus dem Psalterspiel oder solche, die dem Vater Ackermann, der nach Bäumler das Regiment hatte, recht waren. Die Buben trugen den Mädchen auch jedesmal ihre Spinnräder heim, was diese sich gerne gefallen ließen. Und auf einem solchen Heimweg versprach sich die Liesbeth mit ihrem Künftigen. „Je o je“, sagte sie, „ist das schon eine lange Zeit her.“

O ja, es war schön bei ihnen, solange alles einig war. Gebrotzelt hatte es freilich immer ein bißchen. So hatte man am Anfang auch die Hühner miteinander gehabt. Es kam aber bald Streit auf darüber, und dann hielt jedes seine Hühner selber. Mit der Zeit wurde auch in jedem Haus eine Küche angebaut, und jede Frau kochte wieder für sich, denn den einen waren im Eßhaus die Bohnen zu zäh und den andern das Kraut zu mild. Es sei halt schwer, alle Mäuler glücklich zu machen.

Mit dem Schaffen war alles richtig eingeteilt gewesen. Jeder hatte sein Arbeitsbuch gehabt, worin jeden Tag aufgeschrieben wurde, was er geschafft hatte. Für jedes Handwerk war eine Werkstatt da. In der Schmiede standen drei Männer, auch beim Schneider waren sie zu dritt: ein alter Schneider, ein Zuschneider und ein Flicker. Für die Frauen stand ein schönes Nähhaus. Es wurden lauter gleiche Kleider und Schürzen gemacht. Das gab erst Verdruß, liebe Zeit, liebe Zeit! Über die Frauen im Nähhaus konnte man aus einem ungezogenen Maul jeden Tag etwas anderes sagen hören. Das einmal machten sie alles zu weit, dann wieder zu eng. Dann meinte eine, der Bändel an ihrer Schürze sei wieder nur so hingeschlampt, eine andere Frau sagte einmal gerade heraus, die Fahnen, die einem die zusammennähten, könne man überhaupt nicht mehr ansehen, man meine ja, man sei eine Vogel-

scheuche. Einige hoffärtige Weibsbilder taten auch bald Nadel und Faden heim, und schon sah man an einem Kleid ein Kräglein, an einem andern ein Rüschen, oder an den Ärmeln ein Breischen. Das gab dann wieder den hellen Aufruhr, und die Männer mußten deshalb in ihrer Versammlung viele Stunden lang beratschlagen.

Es stellte sich auch heraus, daß manche in ihren eigenen Beutel schafften. Das war der Liesbeth in ihrer Kinderzeit als das Ärgste benannt worden, und es dünkte ihr noch gut, wie einmal an einem Abend, als sie Fallobst auflas – sie mochte damals so zwölf Jahre alt gewesen sein – ein Fremder vorbeiging und Äpfel von ihr zu kaufen begehrte. Sie schüttete ihm einfach einen Schurz voll in seinen Hut, und er drückte ihr daraufhin fünf Cents in die Hand. Sie hatte aber niemals zuvor Geld in der Hand gehabt, so daß die Münze sie schier in den Fingern brannte. Sie wollte das Geld dann, wie es vorgeschrieben war, noch zu dem Kassierer Wiebel tragen, einem kleinen buckeligen schaffigen Mann. Aber ihr Vater meinte, das täts auch am andern Morgen noch. Sie konnte dann aber vor einer bösen Unruhe, die in ihr war, die ganze Nacht nicht in den Schlaf finden. Anderen indes brannte das Geld nicht in den Fingern. Sie strickten zum Beispiel Socken, richtig zwei Linke, zwei Rechte, auch Handschuhe und lange Strümpfe, und versilberten dann alles hintenherum.

Bei den Männern war es kein Haar anders. Auch unter sie kam bald der Unfriede. Man hörte oft einen sagen, er müsse sich krumm und buckelig schaffen und die anderen lägen auf der faulen Haut, er dürfe den ganzen Dreck tun und andere säßen bequem auf ihren Stühlen. Die Frau erinnerte sich noch gut daran, daß ihr Vater sich nicht einmal legen wollte, als er schon schwer krank war, nur weil er das Gescrei von ein paar anderen fürchtete. Man habe eben an allen Ecken gemerkt, daß die Alten, die es wohl recht gemeint hätten, immer weniger geworden seien.

Wie dann die Bahn gebaut wurde, kamen viele neue Gedanken in den stillen Ort, und bald danach wollte es einfach nicht mehr gehen. Anno Achtundneunzig wurde dann wieder aufgeteilt, wobei jedes ein paar tausend Dollar bekam. Die Jungen wissen heute nichts mehr von der damaligen Zeit und von dem gemeinsamen Leben der Alten, die fast alle unter gleichen Grabsteinen auf dem stillen Friedhof am Ohio liegen. „Es ist für mich“, so meinte die alte Liesbeth, als sie aufstand und mir ihre knochige Hand zum Abschied hinstreckte, „auch hohe Zeit, dorthin zu kommen; ich bin viel zu lang übrig geblieben von den Unserigen; ich komme mir fremd vor in dieser jetzigen Zeit.“